

Goethe am Fenster



Klänge

Die Glocke von San Giacomo in Augusta an der Via del Corso schlägt dreiviertel neun. Von irgendwo unten, nahe genug jedenfalls, hallt ein dumpfer Knall (schlägt ein Fenster zu?), eine melodische Mädchenstimme, dann ein helles Auflachen. Der Mann, der halb aufgerichtet auf seinem Nachtlager liegt, horcht auf und hält mit dem Schreiben inne. Entschlossen legt er den Schreibstift zur Seite, wirft die wollene Decke von den Schultern, dreht sich mit einem Schwung aus dem Bett und schlupft in seine Hausschlappen. Im nächsten Augenblick hat er einen

Fensterflügel weit geöffnet. Seine Augen müssen sich an die morgendliche Helligkeit erst gewöhnen. Er lauscht hinunter, beugt sich neugierig vor, um auf die von der Morgensonne durchflutete schmale Via della Fontanella hinuntersehen zu können.

Wer so eine Stimme hat, muss schön sein, denkt er. Er beugt sich noch etwas weiter hinaus. *Hm. Niemand zu entdecken. Schade!* Keine Spur von der vermeintlich Schönen, nur leise hallende Schritte vernimmt er. *Dass man doch zu seiner Qual nimmer es vergißt ...*

Aber - da! Da ist es wieder, dieser besondere Klang, diese Melodie, nicht auszumachen, von woher sie kommt.

Er lehnt sich weiter hinaus, die verschränkten Arme aufs Fensterbrett gestützt. Ein unisono klatschendes Flügelschlagen lenkt seinen Blick hinauf, der Flugbahn eines Taubenschwarmes folgend. Wie doch das Licht der Morgensonne durch das Gefieder der Vögel für ein paar Augenblicke hindurchleuchtet und silbern aufgleißen lässt! Wie eine Verheißung empfindet er's, wie ein Morgen des Lebens. In tiefen Zügen zieht er die frische Luft ein, ja er saugt geradezu die Häuser, den Himmel darüber, die ganze Stadt in sich hinein wie ein nach Innen gewendeter Seufzer tiefsten Glücks. *Selig, wer sich vor der Welt verschließt ...*

Maler Möller

Verschlossen? Dieser Mann am Fenster ist alles andere als verschlossen. Wer ist er? Was hat ihn nach Rom geführt?

„Endlich kann ich den Mund auf tun“, schreibt er in seinem ersten Brief nach seiner Ankunft „und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimnis und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Populo war ich mir gewiss, Rom zu haben. ... Nur da ich jedermann mit Leib und Seele im Norden gefesselt, alle Anmutung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen einsamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfnis hinzog. Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. ... Zuletzt durfte ich kein lateinisches Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif ...“.

Vor wenigen Tagen erst hat er die Stadt zum ersten Mal in seinem Leben betreten, genauer gesagt, am Abend des 29. Oktobers 1786. Wie alle Reisenden, die aus dem Norden in die Stadt kommen, muss er durch einen der Bogengänge der Porta del Populo, um sich von hier aus den schier endlos sich erstreckenden Corso zunächst hinunter zum Zollamt am Forum Romanum zu begeben, welches sich in der antiken kaiserlichen Basilika befindet. Er meldet: Maler Johann Phillip Möller aus

Deutschland, oder, wie es der Zollbeamte korrekt in der Landessprache schriftlich vermelden wird: Giovanni Filippo Moeller, pittorre tedesco. Das Gepäck wird auf Verdächtiges durchsucht, aber der Reisende ist vorgewarnt und hält ein erkleckliches „Trinkgeld“ für den Zöllner bereit.

Ein gemieteter Diener hat ihm unterdes für's erste ein einfaches Herbergsquartier verschafft. Aber dann schickt er den dienstbaren Burschen mit einer Nachricht sogleich zur Via del Corso Nr. 18, Casa Moscatelli, gegenüber dem Palazzo Rondandini unweit der Porta del Populo. Dort wohnt ein Bekannter aus Deutschland zur Untermiete: Johann Heinrich Wilhelm Tischbein. Goethe steht mit dem Maler seit längerer Zeit in brieflicher Verbindung, doch Aug in Aug sind sich die beiden bislang noch nicht begegnet. Der Angekommene hat jedenfalls einen guten Grund, seinen Landsmann aufzusuchen, hatte er diesem doch durch Fürsprache beim Herzog von Sachsen-Gotha zu einem großzügigen Stipendium verholfen. Eine Hand wäscht die andere.

Jetzt steht der „Pittorre Tedesco Möller“ aus dem kleinen Herzogtum Sachsen-Weimar im fernen Norden urplötzlich vor der Tür des Künstlers. Einen Teil seiner geräumigen Wohnung im ersten Stock hat Tischbein seinerseits an zwei deutsche Maler Zimmer untervermietet - zufälligerweise, wie am Zungenschlag zu hören, aus Hanau und Frankfurt stammende Landsleute des ebenfalls aus Frankfurt herstammenden Möller.

Als dieser sich vorstellt und schon sehr bald unter dem Siegel der Verschwiegenheit sein Incognito gegenüber seinem Gastgeber lüftet, kennt dessen Freude keine Grenzen: *„Nie habe ich größere Freude empfunden als damals, wo ich Sie zum erstmal sah,“* wird er noch viele Jahrzehnte später in einem Brief bekennen. Tischbein überlässt dem Neuankömmling ohne Bedenken eine seiner Stuben - das kleinere von den drei Zimmern, die er selbst bewohnt.

Der Maler ist fasziniert von der Anspruchslosigkeit seines berühmten Gastes: *„Er beehrte von mir von mir ein klein Stübchen, wo er in schlafen und ungehindert in arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm denn leicht verschaffen konnte, weil er mit so wenigem begnügt ist. Da sitzt er nun jetzo und arbeitet des Morgens an seiner Ewigenia (Iphigenie) fertigst machen, bis um 9 Uhr; denn gehet er aus und sieht die grosen hiesigen Kunstwerke.“*

Zudem will Goethe niemandem vorgestellt werden, meidet gesellschaftliche Kontakte in vornehmen Kreisen, die unweigerlich Verpflichtungen mit sich bringen würden, denen er ja gerade erst entkommen ist. Aus gutem Grund hat er daher von vornherein darauf verzichtet, repräsentative Garderobe mitzunehmen oder sich vor Ort schneiden zu lassen.

„Mein Leben mit den Künstlern ist einzig diesem Ort angemessen. Das andere Leben ist schaal wie überall und schaalier wo möglich.“

Ein anderer, wichtiger innerseelischer Aspekt dieser äußeren Befreiung ist nach Goethes eigenen Worten das Bestreben, nicht mehr, wie früher, *so viel zu empfinden, zu phantasieren, sondern sich*

so viel wie möglich zu verleugnen und die Objekte seiner Anschauung so rein als nur möglich wäre in sich aufzunehmen.

„Meine Übung ist, alle Dinge wie sie sind zu sehen und zu lesen, meine Treue, das Auge licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention, machen mich hier höchst im stillen glücklich.“

Diese seelische Frische, Aufnahmefähigkeit und höchste Präsenz überrascht auch den neuen Freund Tischbein, und dieser berichtet an Lavater, den gemeinsamen Bekannten in Zürich. *„Goethe war mir durch Sie und andere gemeinsame Bekannte schon ziemlich bekannt durch die vielen Beschreibungen, welche ich von ihm machen hörte, und habe ihn eben so gefunden, wie ich ihn mir dachte. Nur die große Ruhe und Gesetztheit hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mir noch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben Mit was für einem Auge und Kenntnis er alles sieht werden Sie sich leicht denken können, indem Sie wissen, wie wahr er denkt.“*

Ein entzauberter Zauberer

Tischbein wird für Johann Goethe alias Johann Phillip Möller in den nun folgenden Wochen und Monaten Tag für Tag ein kundiger, einfühlsamer, unschätzbar wertvoller Führer in der ewigen Stadt sein. *Selig, wer sich vor der Welt verschließt/ einen Freund am Busen hält/ und mit ihm genießt ...* Welcher Welt hat sich Goethe denn nun verschlossen? Aus welcher Welt kommt er hierher, sucht einen Neuanfang, ja eine Wiedergeburt?

Bilder ziehen vor Goethes innerem Auge vorüber, Bilder, Stimmen, Gerüche seiner zehn Weimarer Jahre. Ziehende Wehmut. Sein Garten an der Ilm, das Gartenhaus, das nun sein Diener Philipp Seidel hütet – wahrhaftig der einzige Eingeweihte in sein großes Vorhaben.

Das Singspiel mit der schönen Corona Schröter als Fischerin im illuminierten Park; das Bild Charlottes, ihre dunklen, magnetischen Augen, ihre sanfte Stimme. *Warum gabst du uns die tiefen Blicke...* verschwimmend mit dem von Anna Amalia, der Mutter seines herzoglichen Freundes und Herrn, *„leidenschaftlichen Zustände“* seiner ersten Weimarer Zeit mit dieser sprühenden, lebensfrohen Fürstin und noch jungen, lebendigen Frau, früh verwitwet. *Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist.*

Das schöne, ertrunkene Mädchen in der Ilm ... mit seinem „Werther“ war die Unglückliche aufgefunden worden. Dieses verteufelte und auf dem Index der katholischen Kirche stehende Buch verfolgt ihn bis hierher. *Dass man doch zu seiner Qual nimmer es vergisst.* Der Hofratsch. Perücken, die Reifröcke und Dekolltees der Damen. Die Hofvergnügungen, Geburtstagsfeste mit den überhand nehmenden Gelegenheitsgedichten im Dienste der Eitelkeit. Die ewige, laute,

polternde Jägerei Carl Augusts mit seiner aufdringlichen Hundemeute. Dessen Liebschaften. Die schönen Misels. Die Peitschenknallerei, vor denen die ängstlichen Weimarer Spießer mit eingekniffenen Schwänzen Leine zogen. *Und von allem dem schwebt ein Erinnern nur noch um das ungewisse Herz.*

Unwillkürlich muss Goethe auflachen: die ins Milchfass getränkte Katze einer braven Bäuerin und deren Entsetzen im Gesicht. Die vermauerte Kammertür der kleinen Göchhausen - ein derber Streich gegenüber der feinsinnigen, humorvollen Hofdame Anna Amalias. Das nicht enden wollende wahre Höllengelächter... Goethe schüttelt es. Aber es will noch nicht aufhören, ein wirbelndes Karussell von Erinnerungsbildern.

Der wachsende Berg an Aufgaben, die unzähligen Verantwortlichkeiten. Dazwischen die mühsam abgerungenen Stunden der Inspiration, der dichterischen Ausarbeitungen, des Lesens und Zeichnens. Angefangene Projekte: Iphigenie, Egmont, Tasso und die unzähligen Gelegenheitsdichtungen, Singspiele, Theateraufführungen für die Hofgesellschaft, die abendlichen Lesungen bei Anna Amalia im Wittumspalais oder im Tiefurter Schloss. Die bleichen, erstarrten Visagen des grämlichen Fritsch und von Schnauß. Der eitle Schnüffler Görtz und dessen Frau, diese Schlange. Gepuderte Gesichter und Perücken rauschende Reifröcke Redouten Maskenbälle verführerischer Parfümgeruch Stimmen Gelächter Herzoginnenmutter Anna Amalia mit ihrer Hofdame Charlotte von Stein Musik Lüsterpracht Fackelschein ...

Schließlich und endlich: das Konsilium. Immer wieder dieses Konsilium, dieses schieß-langweilige, stundenfressende Ungeheuer, oh Gott! Immer öfter war er den Sitzungen ferngeblieben. Wenn es irgendwie ging und der Affront nicht zu groß wurde, schickte er Vertretung oder blieb einfach weg, vergrub und erholte sich in seinem abgelegenen Gartenhaus an der Ilm von seiner Fron: Das Kriegskommissariat mit der Zuständigkeit für die etwa fünfhundert Mann starke Garnison des Herzogtums und deren Beschäftigungsdiensten und Dienstplänen als Boten und Bewacher; die Vorarbeiten zur Wiederbelebung des Ilmenauer Bergbaus; die Leitung der Wegebauverwaltung sowie die für Überschwemmungen und Kanalisierungsarbeiten zuständige Wasserbaukommission. Die anstrengenden Inspektionsreisen, immer wieder. Später noch die Leitung der Kammer: oberste Finanzbehörde des Herzogtums.

Diese ungeheure Fülle an Tätigkeiten, die er in der Weimarer Anfangszeit wie ein Berserker angegriffen hatte, ganz Kraft, ganz Wille - das war wie ein beherzter Sprung ins eiskalte Wasser gewesen, hatte ihn zufrieden gemacht. War denn nicht auch dies ein Akt der Befreiung gewesen, heraus aus der Knechtschaft? Denn: *Wer mit dem Leben spielt kommt nie zurecht, wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt ewig Knecht ...*

Die eigene Kraft dabei freisetzen und spüren, überwinden, was unüberwindlich scheint, Lebenspraxis erlangen, zugleich dem eingefahrenen Schlendrian den Garaus machen. „*Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit,*“ äußert sich Goethe damals

prometheushaft, aufgeladen mit einem starken Selbstbewusstsein und strotzend vor Energie. Kein Wunder, dass jemand wie der von ihm verdrängte Graf Götz ihn nicht ausstehen kann. *Als wirkliche Tatsache würde die Welt nimmermehr glauben, wie diese Zeit war, wird Goethe Jahrzehnte später sagen, vermittelbar nur als Fabel, als Märchen.*

Das Gerumpel und Gerüttelt in der Kutsche ist schier unerträglich. Aber gewöhnt sich der Mensch nicht an alles, auch an das Widrigste? Goethe schlägt die Hände vor's Gesicht, und es stöhnt sich aus ihm heraus: *Es muss, es wird anders werden. Nie wieder s o!*

Wie ein Tautropfen in der Morgensonne ...

Man ermisst Goethes Leidensdruck und den wachsenden Verlust an Ursprünglichkeit und Lebendigkeit während seiner zehn Weimarer Jahre im Staatsdienst des Weimarer Herzogtums wohl nur dann annähernd, wenn man sich versucht zu vergegenwärtigen, wie der junge Goethe auf die Menschen, die mit ihm zu tun hatten, gewirkt hat.

Der Dekan der Universität Straßburg Stöber urteilt im Jahre 1772:

" dieser hat eine Rolle hier gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und als einen wahnsinnigen Religionsverächter nicht eben nur verdächtig, sondern ziemlich bekannt gemacht. Er muss, wie man fast durchgängig von ihm glaubt, in seinem Obergebäude einen Sparren zuviel oder zuwenig haben. Um davon augenscheinlich überzeugt zu werden, darf man nur seine vorgehabte Inauguraldissertation "De Legislatoribus" lesen, welche selbst die juristische Fakultät unterdrückt hat; weil sie hier nicht hätte können abgedruckt werden anders, als dass die Professoren sich hätten gefallen lassen, mit Urteil und Recht abgesetzt zu werden."

Dieser "Halbgelehrte und aberwitzige Religionsverächter" brauchte wohl "diesen einen Sparren zuviel oder zuwenig in seinem Oberstübchen", um in dieser Zeit nicht nur seine Dissertation zu verfassen, sondern auch den "Götz von Berlichingen" und zwei Jahre später den "Werther" zu dichten, um mit diesen Werken zwar kein Jurist, aber zum europaweit gefeierten, anerkannten Autor zu werden Wer kennt heute noch den damals mächtigen Dekan Stöber?

Ungefähr zur selben Zeit erkennt Wilhelm Heinse denselben jungen Mann so:

" ...ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zu Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlersflügeln, der in der unerschöpflichen Fülle des Ausdrucks stürmt."

„...Die ganz besonders zahlreiche Gesellschaft war um einen einzigen Tisch herum gruppiert, teils sitzend, teils stehend, ja einige der gelehrte Herren standen auf Stühlen und schauten über die Köpfe ihrer Kollegen in den Kreis der Versammelten hinein, aus dessen Mitte die volle Stimme eines

Mannes hervordrang, der mit begeisterter Rede seine Zuhörer bezauberte. Auf die Frage was da vorgehe, antwortete man: Goethe aus Wetzlar sei schon seit einer Stunde hier. Die Unterhaltung habe sich nach und nach so gestaltet, dass Goethe fast allein nur spräche, und alle verwundert und begeistert ihm nur zuhörten.“

„Dieser Goethe, von dem ich stammeln und singen und dithyrambisieren möchte, dieser Goethe hat sich gleichsam über alle meine Ideale emporgeschwungen. Noch nie hätt ich das Gefühl der Jünger von Emmaus im Evangelio so gut mitempfinden können, vor dem sie sagten: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?“

Wenn Goethe, der schlagartig berühmt gewordene Autor des „Werther“ - nach heutigen Maßstäben ein gefeierter, umschwärmter Popstar - damals von Frankfurt aus aufbrach, wurde er nicht selten von einem Schwarm von Kindern und Jugendlichen verfolgt. Und in Darmstadt, bei seinem Freund Merck zu Besuch, sammelten sich Schaulustige vor dessen Haus und erhofften einen Blick auf ihr Idol werfen zu können.

Nach seiner ersten Begegnung mit Goethe hatte der berühmte Dichter Wieland in einem Brief an Fritz Jacobi geschwärmt: *„Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Tautropfen von der Morgensonne.“* Später legt er schwärmend nach:

„Goethe, der König der Geister, der liebenswürdigste, größte und beste Menschensohn!“

Und noch einmal Wieland: *„Ein schöner Hexenmeister, schwarzäugig, zaubernde Augen voll Götterblicken, die zugleich töten und entzücken können. ... Wir fühlten's beim ersten Blick: 's war Er! ... so hat sich nie in Gotteswelt ein Menschensohn uns dargestellt. ... Das lass mir einen Zauberer sein! ... Was macht er nicht aus unsern Seelen? ... Gefühle erwecken, die ohne ihn uns selbst verborgen im Dunkel schliefen?“*

... Auf den ersten Blick

Die Wirkung des jungen Goethe auf andere kann man wahrhaftig nur als hinreißend bezeichnen. Am 12. Dezember 1774 in Frankfurt zum Beispiel erwartet Goethe, der gerade in einem abgedunkelten Raum des väterlichen Hauses malt, seinen Freund und glühenden Verehrer, den schon erwähnten Fritz Jacobi aus Düsseldorf. Als er Schritte vernimmt, springt er auf, geht mit ausgebreiteten Armen auf den vermeintlich sich nähernden Freund zu ... doch jäh hält er inne. Nicht der Erwartete steht auf der Türschwelle, sondern ein gänzlich Unbekannter in preußischer Offiziersuniform: Karl Ludwig von Knebel, seit kurzem im Dienst des zukünftigen siebzehnjährigen Weimarer Thronerben Carl August. Der Literaturenthusiast Knebel, mit dem Prinzen und dessen Erzieher Graf von Görtz auf einer Reise nach Paris, will bei diesem spontanen

Besuch den gefeierten Autor des kurz zuvor erschienenen skandalträchtigen „Werther“ persönlich kennenlernen.

Die Wirkung des ersten Eindrucks ist für Knebel und im Folgenden für Goethe und für Carl August geradezu schicksalhaft. Knebel spricht in einem Brief nach Weimar von Goethe als von einer der außerordentlichsten Erscheinungen seines Lebens. Noch am selben Tag bahnt er eine Begegnung zwischen Goethe und dem zukünftigen Herzog an, jetzt in Begleitung des Prinzenenerziehers Graf Götz. Bei dem Grafen jedoch regt sich tiefste, krasse Antipathie, vielleicht auch Eifersucht: *„Dieser Goethe ist ein ordinärer Kerl. Das ist sicher: Goethe und ich werden uns nie im selben Zimmer befinden.“*

Es ist Knebels Begeisterung zu verdanken, dass der wenig später volljährige und dann sogleich inthronisierte neue Herzog den jungen Goethe für einige Wochen zu sich an den Weimarer Hof einlädt. Auch hier, zwischen dem Herzog und Goethe, ist es eine Liebe auf den ersten Blick.

Goethe folgt dieser Einladung, ohne auch nur zu ahnen, dass aus einigen Wochen viele Jahrzehnte werden sollen.

Um ein Haar aber hätte das alles sich zerschlagen. Goethe wartet in Frankfurt nämlich eine quälende Woche lang vergeblich auf den angekündigten herzoglichen Kammerherrn, der ihn mit seiner Kutsche nach Weimar abholen soll. Vom Warten zermürbt, lässt er sich von seinem Vater überreden, eine Bildungsreise nach Italien anzutreten – eine völlig andere innere und äußere Ausrichtung also, und sicherlich eine gewichtige, wohl wesentlich vom Vater impulierte Entscheidung, bedenkt man, welche Vorbereitungen und Geldmittel eine solche Reise damals erforderte.

Wie auf Messers Schneide scheint Goethes Schicksal in diesen Tagen zu stehen. Doch es kommt noch einmal anders. Ein Eilbote holt den Dichter auf dessen erster Reisesation in Heidelberg ein, verkündet atemlos, dass der Kammerherr von Kalb endlich in Frankfurt eingetroffen sei, der Reise nach Weimar stünde nun nichts mehr entgegen Und so entscheidet sich Goethe spontan und ganz unplanmäßig-planmäßig doch für Weimar und ganz planmäßig-unplanmäßig gegen Italien.

Am 30. Oktober 1774 schon bricht Goethe also zum erstenmal in Richtung Italien auf – für ihn auch damals schon sein Sehnsuchtsort - ein erster Anlauf nach Süden, elf Jahre vor seiner Flucht nach Italien. Weimar und der Herzog sind nun erst einmal abgeschlossen. Im Reisetagebuch heisst es: *„Ich packte für Norden, und ziehe nach Süden, ich sagte zu, und komme nicht, ich sagte ab und komme!“*

Aus wenigen Wochen Weimar aber werden dann - zunächst - zehn Jahre! Zehn Jahre, in denen der charismatische Zauberer und Bezauberer das Zaubern ... verlernt.

Immer weiter, so sein Gefühl, entfernt er sich von seinem eigentlichen, wahren Wesen und Beruf. *So musst Du sein, du kannst dir nicht entfliehn ...* Ausgebrannt, zudem unglücklich, unerfüllt

liebend, zerrissen zwischen der Sehnsucht nach natürlicher Nähe jenseits von steifer Etikette und dem Hofratsch mit seinen tausend gierigen Augen, Ohren und Mündern und zutiefst müde der Rücksicht auf Standesunterschiede, voller Sehnsucht nach einer natürlichen Verbindung von seelischer und körperlicher Nähe zu Charlotte, entschließt er sich - eine sich mehrmals wiederholende Schicksalsfigur in seinem Leben - zur Flucht. Eine Flucht hin zu dem Ort seiner tiefsten Sehnsucht, Befreiung suchend aus einem ungelöst-qualenden Zustand. An Charlotte von Stein schreibt er im Mai 1786 höchst drastisch: „Ich komme mir vor wie der Steinfresser, der, um satt zu werden, nach der reichlichsten Mahlzeit noch Kiesel verschlucken muss.“ Und auch dies: *„Ich fühle, dass ich Flügel habe, und sie sind nicht zu brauchen ...“*.

Im böhmischen Karlsbad, am Ende eines Kuraufenthaltes, ist es am 3. September 1786 endlich soweit. Das Allernötigste ist gepackt, eine Kutsche gemietet. Der Kutscher wird zur Eile angetrieben, auf Zwischenstationen verzichtet. Nur weg, sich unerreichbar machen, damit niemand ihn womöglich im letzten Augenblick aufhalten kann.

„Was lass ich nicht alles liegen,“ schreibt er im Tagebuch, das für die geliebte Charlotte von Stein bestimmt ist, *„um den einen Gedanken auszuführen, der fast schon zu alt für meine Seele geworden ist.“*

Morgen Abend in Rom

Wie ein Pfeil ist Goethe nach dem fluchtartigen Verlassen von Karlsbad auf sein ersehntes Ziel zugeflogen, und damit ihn nichts ablenkt oder aufhält, hat er seine Abreise äußerst sorgfältig vorbereitet.

Vorsätzlich verwischt er seine Spuren, ist von einem Tag auf den anderen wie vom Erdboden verschluckt. Niemand aus seiner Umgebung weiß etwas über seinen Verbleib. Gegenüber seinem Dienstherrn und Freund, dem Herzog Carl August, hatte Goethe zwar Andeutungen gemacht. Urlaub auf unbestimmte Zeit im Anschluss an die Kur. Doch niemand, auch nicht die Vertrautesten und Nahestehenden, sind in seine wahren Pläne eingeweiht worden. Einzig Goethes zurückbleibender langjähriger Diener Philipp Seidel weiß um die Fluchtbewegung seines Herrn, um deren Richtung und Ziel.

Die Reisestationen: Regensburg, München, Walchensee, Innsbruck, Bozen, Trient, schließlich Verona, Vicenza, Padua und ein immerhin vierzehntägiger Aufenthalt in Venedig. Dann aber setzt ein unwiderstehlicher Sog ein: *„Ich will nur durch Florenz durchgehen und grade auf Rom. Ich habe keinen Genuß an nichts, bis jenes erste Bedürfnis gestillt ist Ich bin über das Tiroler Gebirge bin ich gleichsam weggeflogen, Verona, Vicenza, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cents, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen ...*

Ich ziehe mich gar nicht mehr aus um früh gleich bei der Hand zu sein. Noch zwei Nächte! Und wenn uns der Engel des Herrn nicht auf dem Wege schlägt, sind wir da.“

Am nächsten Tag schreibt er an Charlotte: *„Morgen Abend in Rom. Nachher hab ich nichts mehr zu wünschen als dich und die wenigen meinen gesund wieder zu sehen.“*

Unterwegs hat sich der berühmte Goethe und hochrangige Staatsminister in den einfachen Kaufmann, später den Maler namens Johann Phillip Möller verwandelt, schlüpft ins Incognito - ein konsequent und minutiös geplanter Ausstieg aus dem bürokratisierenden Staatsdienst, weg von der beengenden Etikette, dem Korsett der höfischen Konventionen und ihrem strengen Reglement.

Er reist von Karlsbad mit der einfachsten Ausstattung ab: Mantelsack, und Dachsranzen, die er in Regensburg ergänzt mit einem kleinen Coffregen (einem kleinen Koffer). Eine Weste mit Ärmeln, einen Überrock, einen Mantel und Stiefel bilden seine Garderobe. Seine italienischen Sprachkenntnisse hat er zuvor monatelang durch Unterricht wesentlich aufgefrischt und verbessert. *„Wie froh bin ich,“* schreibt er in seinem Tagebuch, *„dass die geliebte Sprache nun die Sprache des Gebrauchs wird.“*

Nach und nach beginnt er, chamäleongleich, sich der im Süden üblichen Landestracht anzupassen, denn *„es hat kein Mensch Stiefel an, oder trägt einen Tuchrock.“*

(Schon in Verona hatte er das Gefühl, von den Einheimischen beäugt zu werden und, mehr als ihm lieb, aufzufallen, da Stiefel und Rock ihn als wohlhabenden Ausländer auswiesen – ein Eindruck, den Goethe doch unbedingt zu vermeiden sucht, um so lange wie möglich unerkannt zu bleiben.)

Dort kauft er daher Stoff, Schuhe, Schnallen, leinene Strümpfe (anstelle von seidenen), lässt sich von einem Schneider eine neue Hose mit anderem Schnitt und einen Rock mit Schößen anfertigen. *„Ich sah mir ab, wie sich ein gewisser Mittelstand trägt und ließ mich völlig so kleiden. ... In meiner Figur, zu der ich noch leinene Unterstrümpfe zu tragen pflege, wodurch ich gleich einige Stufen niedriger rücke, stelle ich mich auf dem Markt unter die Leute, rede über jeden Anlass, frage sie, sehe wie sie sich untereinander gebärden, und kann ihre Natürlichkeit, freien Mut, gute Art ppp. nicht genug loben... Nun ist's mein Spaß, sie mit den Strümpfen irre zu machen, nach denen sie mich unmöglich für einen Gentleman halten können. Übrigens betrag ich mich gegen sie offen, höflich, gesetzt und freue mich nur so frey, ohne Furcht erkannt zu werden, herumzugehen.“*

Die verlorene Natürlichkeit - er kann sich ihrer ja noch erinnern, ja, sie noch oder wieder fühlen, wie sie sich regt - wiederzubeleben, auch durch direkte Eindrücke und unmittelbaren Kontakt mit den einfachen Menschen der Straße, ist ein treibender Impuls für Goethe. Wie gut, dass er die Sprache der Leute sprechen gelernt hat!

Am Ziel seiner Träume

Rom! Endlich also am Ziel seiner heftigsten Sehnsucht, auf das er so lang hingelebt, ja zuletzt geradezu hingelitten hat. „*Ich fange nun erst an zu leben!*“ hat er seinem Tagebuch an seinem ersten Abend in Rom anvertraut. „*Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt,*“ wird er vier Wochen darauf an Charlotte von Stein schreiben und zwei Monate später ruft er in einem Brief an den Herzog aus: „*Ich lebe eine neue Jugend!*“ An anderer Stelle schreibt er wie im Widerspruch dazu: „*Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen.*“ Das klingt, wie in vielen anderen Äußerungen, die an die Zurückgebliebenen in Weimar gerichtet sind, nicht nur wie ein Rechenschaftsbericht (schließlich bezieht er sein stattliches Jahresgehalt als Staatsminister des Herzogtums Sachsen - Weimar uneingeschränkt weiter), sondern auch nach Rechtfertigung. Oft wird er denken: *Wenn die in Weimar - Charlotte, Anna Amalia, Herder und seine Frau oder erst recht ein Fritsch vom Konsilium - mich so sehen könnten! Besser nicht! Würden sie's, könnten sie es denn auch verstehen?* Ja, wie denn: sehen? Was sehen? Was verstehen?

Goethe wird ein anderer, schlagartig fast geht diese Verwandlung vor sich, eine Rückverwandlung beinahe zum Stürmer und Dränger der Wertherzeit. Die erhaltenen eigenen oder Tischbeins zeichnerische Schnappschüsse erzählen beredt, humorvoll, manchmal auch rätselhaft-anspielend von diesem wieder beweglich gewordenen Goethe in neuen Lebensformen jenseits der gewohnten Konventionen. Diese ungewohnten Lebensumstände in der turbulenten Künstler-Wohngemeinschaft mit den drei anderen deutschen Malern Tischbein, Bury und Schütz haben etwas Ungebunden-Studentisches. Goethe wird mit dem Abstand von fast 30 Jahren rückblickend auf diese ersten Monate zu Kanzler Müller sagen: „*Ich lebte 10 Monate lang zu Rom ein zweites akademischen Freyheitsleben.*“ Nicht nur ein „a c a d e m i s c h e s Freyheitsleben“. Auch ein Freiheitsleben und Freiheitserlebnis der Liebe und des Liebens, in all ihren Schichten, Dimensionen und Ausdrucksmöglichkeiten.

Er lebt auf, losgelöst von den Gewichten und Banden seiner Weimarer Aufgaben und Ämter, den Zwängen des höfischen Reglements und abgelöst auch vom zähen Kummer unerfüllten, gebremsten Liebens.

Unglaublich ist das Tempo der Wandlung dieses sich in wenigen Wochen zusehends verjüngenden Mannes, und niemand, der nicht weiß, wer sich hinter dem Pseudonym Johann Philipp Möller (oder Giovanni Filippo Moeller oder Miller) verbirgt, würde für möglich halten, dass dieser humorvoll-schlagfertige, neugierige, energiegeladene und gesellige zweiunddreißigjährige gutaussehende Mann (in Wahrheit zählt er achtunddreißig Jahre) eines der höchsten Staatsämter im Herzogtum Sachsen-Weimar innehat ...oder zumindest bis vor kurzem durch zehn Jahre hindurch bekleidet hat.

Die Verwandlung

Schon eine Woche nach seiner Ankunft in Rom teilt Goethe Herder in Weimar mit: *„Was ich aber sagen kann und was mich am tiefsten freut ist die Wirkung, die ich schon in meiner Seele fühle: es ist eine innere Solidität mit der der Geist gleichsam gestempelt wird; Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude.“*

Und wiederum an Herder. *„Die Leichtigkeit hier alles zu sehen und manches zu haben, hat nirgends ihresgleichen, ich tue die Augen auf, so weit ich kann und greife das Werk von allen Seiten aus an.“*
„...Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage da ich Rom betrat.“

Goethe macht in kurzer Zeit eine erstaunliche Verwandlung durch, häutet sich, wirft die starr gewordene Weimarer Ministerhaut ab. Er wird geradezu wieder zum einstigen lebenssprühenden Genie. Mit seinem Vermieter Tischbein entwickelt sich eine weit über das anfängliche Untermieterverhältnis hinauswachsende Freundschaft - die wichtigste während Goethes ersten Monaten in Rom. Mit dem Maler ist er unzertrennlich unterwegs, besucht ausgiebig die Osterias der Stadt, wo man sich mittags von den anstrengenden Gängen und vielen großen Eindrücken erholt. Wie einst mit dem gärenden, energiestrotzenden jungen Herzog in Weimar treibt er mit Tischbein allerlei Allotria. Unglaublich zum Beispiel die Szenerie, wie die beiden den Corso entlangrennen und sich darin zu übertreffen suchen, wer am geschicktesten darin ist, den ahnungslosen Passanten im Vorbeilaufen den Mantelumhang von der Schulter zu reißen. Das Höllengelächter, wenn man sich, nach Atem ringend, in eine kleine Osteria geflüchtet hat, welches abends, wenn man in den eigenen vier Wänden wieder zusammensitzt und von den Erlebnissen und Eindrücken des Tages sich austauscht, wieder aufbrandet

Herder beurteilt während seines Rombesuches den Freund überaus kritisch, wenn nicht gar abfällig: *„Er hat wie ein Künstlerbursche hier gelebt... Göthe spricht über Rom wie ein Kind, und hat auch wie ein Kind, freilich mit aller Eigenheit, hier gelebt; deshalb er's denn auch so sehr preiset. Ich bin nicht Göthe, ich habe auf me i n e m Lebenswege nie nach seinen Maximen handeln können; also kann ich's auch in Rom nicht.“*

Der so Abgekanzelte reagiert auf derartige Kritik des gestrengen geistlichen Freundes in einem Brief an Charlotte mit den Worten: *„Herder hat wohl recht zu sagen: dass ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist mir so wohl, dass ich ungestraft meinem kindlichen Wesen folgen kann.“*

Das kindliche Wesen aber - liegt es denn nicht vor allem in der Neugier, im Forscherdrang, in schöpferisch-künstlerischer Phantasie und in der Sehnsucht, mit offenem Herzen lieben zu können? All dies aber will geübt werden: Das Sehen, das Schauen, das Lauschen. Goethe hört in Rom nicht nur die lebhaft sich artikulierende, melodische Sprache der Einheimischen, sondern auch viel altitalienische Kirchenmusik. Zudem ist eine Zeitlang der Komponist Philipp Christoph Kaiser Mitbewohner der Künstlergemeinschaft, mit dem er Ideen über eine Egmont-Symphonie bewegt.

Geübt sein will aber auch das Genießen mit allen Sinnen, das Erleben und Genießen von Schönheit, auch im erotischen Sinne. Hier in Rom muss er all das nicht mehr verleugnen, verdrängen, bestenfalls unterordnen, wie früher.

Den Absichten der deutschen Künstler um Goethe, die ihn in Rom allen Ernstes hochfeierlich und in aller Öffentlichkeit zum Dichter krönen wollen, erteilt er eine deutliche Abfuhr. Andererseits schätzt er das Gemälde Tischbeins, das ihn, Goethe, ikonographisch zum Dichter stilisiert, mit weitem Hut und Umhang vor einem weiten Landschaftshorizont sitzend, umgeben von steinernen Resten der antiken Kultur. Das Gemälde wird Goethe, der es von Tischbein erwirbt, sicherlich, unausgesprochen, auch als „Beweis“ dienen: *Seht her, mein Fürst! Ich habe mein Versprechen gehalten. Schaut hin, Herder und Charlotte: kein in den Tag lebender „Künstlerbursche“, sondern ein in Italien und an der Antike gereifter und gewachsener Mensch und Künstler. So sollt ihr mich sehen, so will ich gesehen und verstanden werden!*

Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt ...

Ein früher Sonntagmorgen. Goethe lehnt mit verschränkten Armen auf der Fensterbank am geöffneten Fenster, schaut neugierig in die schmale Gasse hinunter und genießt Wärme und Licht der Morgensonne. Unbemerkt ist Tischbein hinter ihm ins Stübchen eingetreten (er hat die nur angelehnte Tür leise geöffnet) und beobachtet fasziniert-neugierig die geschmeidige Gestalt des Dichters. „*Bleib mal so, Göthe ... du Möller, Miller, Werther du!*“ sagt er. Aber Goethe hört ihn nicht. Er lauscht hinaus ins wogende Tonmeer der zur heiligen Messe rufenden Glocken. „*Ein schöner Junge, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl...*“, hatte Wilhelm Heinse einst über den Fünfundzwanzigjährigen geschwärmt.

Tischbein ist zumute, als sähe er dort eine Erscheinung im Zimmer. So jung wirkend, so wach! Ein ganz zum Werther verwandelter Goethe! Nein, besser noch: ein ganz zum Goethe verwandelter Werther! Diese Leichtigkeit mit der er sich gerade ein Stück vorgestreckt hat; dieses lose zusammengefasste Haar, sein gebauschtes Hemd, nachlässig aus der Bundhose quellend, die leinenen Strümpfe ...

Ein Augenblick, in dem dieser Mensch - dieser zum Sehen und Schauen Geborene, dieser versunken Lauschende - so ganz sein eigentliches, jugendlich-kindliches Wesen offenbart ...

„Das m u s s ich festhalten!“ Tischbein ist wie elektrisiert. So wird ihn ja niemand je wieder sehen können, so unverstellt und ungestellt, ganz bei sich selbst, und doch zugleich ganz in der Welt und im wahrsten Sinne ohne Rücksicht. *Ach, ihr glücklichen Augen, was ihr je gesehn, es sei, wie es wolle, es war doch so schön!*

